

# Die Pest in Salzburg

Von Nora Watteck

Wachsen und Gedeihen einer Stadt hängen nicht nur von der Strebbarkeit ihrer Bewohner, von der Dauer der Friedenszeiten oder Kriegsnot ab, sondern auch, ob sie Seuchewellen verschonten oder heimsuchten. Noch im vorigen Jahrhundert traten in Salzburg nach Kriegsjahren die Cholera und das Gelbfieber auf. Nach dem Ersten Weltkrieg war es die „Spanische Grippe“, die unter der frierenden und hungernden Bevölkerung viele Opfer forderte. Dadurch lernte man noch in unserem Jahrhundert die Seuchenangst kennen, besonders dann, wenn im Nachbarhaus wieder einer für immer hinausgetragen wurde.

Von einschneidender Bedeutung waren aber jene Jahre, in denen Tausende durch den *Schwarzen Tod*, wie die Pest genannt wurde, niedergemäht wurden. Herbert Klein führt in seiner Arbeit „Das Große Sterben“<sup>1</sup> an, wie im 14. Jahrhundert auch am Lande, im Pongau und im Pinzgau, dadurch ein so großer Bevölkerungsschwund eintrat, daß von da ab viele Bauernhöfe leerstanden und die Felder verödeten. Das heißt, daß in diesen hochgelegenen Gebieten, wo man dem Boden so mühsam einen familienerhaltenden Grundertrag abringt, nun wieder Stauden wuchsen und Wald sproßte. Auch hörte nach diesen Seuchenjahren jede Neurodung auf.

Stets kam die Pest von Asien nach Europa. Ihr historisch nachweisbar erstes Auftreten war in Byzanz 542 n. Chr. Man sprach von der *Justinianischen Pest*, nach dem damals regierenden Kaiser Justinian. In jedem folgenden Jahrhundert rollte diese tödliche Welle mehrmals über Europa. Sie nahm meist von Häfen wie Marseille oder Venedig ihren Ausgang, wohin sie verseuchte Schiffe aus der Levante brachten. Für ihre weitere Verbreitung sorgten Ratten und Menschenflöhe. Davon hatte man aber damals noch keine Kenntnis. Völlig wehrlos stand man dieser furchtbaren Epidemie gegenüber. Der rasend schnelle Krankheitsverlauf erhöhte den panischen Schrecken. Denn schon nach dem ersten starken Hitzegefühl, Schwindel und hohem Fieber sah der Befallene die Beulen wachsen und wußte, daß ihm der dritte Tag das Ende bringen werde. Aber manche brachen auch plötzlich tot auf der Straße zusammen; nämlich dann, wenn die sich rasch vermehrenden Bazillen sofort in die Lymphbahnen eingedrungen waren. Durch das Vereitern sämtlicher Drüsen im Körper entstanden unter der Achsel, in den Leisten oder am Hals große, schwarze Beulen, die, wenn sie aufbrachen, einen furchtbaren Geruch verbreite-

<sup>1</sup> H. Klein, Das Große Sterben von 1348/49 und seine Auswirkung auf die Besiedelung der Ostalpenländer, in: MGSL 100, 1960, 91ff. und MGSL-Erg. Bd. 5, Festschrift Klein, 1965, 33ff.

ten. Er drang ins ganze Haus und bis auf die Straße und verpestete damit die Luft ganzer Städte. Meist hörten sich da alle verwandtschaftlichen Gefühle auf, und man floh die Gezeichneten. Noch in der Gegenwart gebraucht man den Ausdruck „pestilenzartiger Geruch“. Dazu kam, daß sich die an dieser Seuche Gestorbenen gleich schwarz verfärbten; daher die vielfach verwendete Bezeichnung *der Schwarze Tod*.

Dieses Geschehen war so gravierend für das Leben der Völker Europas, daß es sich bildnerisch und literarisch niederschlug. In den Totentanz-Darstellungen und Liedern tröstete man sich, daß es alle treffe und kein Stand davon verschont werde<sup>2</sup>. In der „Neuesten Chronik von St. Peter“<sup>3</sup> aus dem Jahre 1772 wird das Jahr 859 n. Chr. für das erste Auftreten der Pest in Salzburg angegeben.

Nichts weiß man über die Verluste vor dem Jahre 1000. 1157 findet sich die Bemerkung, daß viele Menschen dahingerafft wurden. Im 13. Jahrhundert wütete die Pestilenz sechsmal, im 14. Jahrhundert sogar siebenmal. 1310 erbaute die Äbtissin von Nonnberg neben der Erhardskirche im Nonntal ein Pestspital. 1349 kam es dann infolge der überall auftretenden Angstpsychose zu furchtbaren Ausschreitungen. Denn die Bevölkerung Europas suchte nach der Ursache der fortwährenden Seuchenwellen. Dabei nahm man als Grund verdorbene Luft an, die bei Erdbeben dem Inneren der Erde entstiegen sei. Oder sie habe vom Meere, in dem Heuschreckenschwärme ertrunken waren, als vergiftete Luft ihren Weg über die Länder genommen. Nicht zuletzt nahm man aber bewußte Brunnenvergiftung an. Dies zu tun, verdächtigte man die Juden, obwohl in den von ihnen bewohnten Vierteln wegen der dort herrschenden großen Unreinlichkeit die Pest am ärgsten wütete. 1349 wurden die Juden von Salzburg auf der Müllner Schanze zu lodernden Opfern der Volkswut. Ihre Zahl wird als so hoch angegeben, daß sie unglaublich ist. 1393 starb die Äbtissin Diemud von Nonnberg an der Pest, das Kloster blieb aber in den folgenden Jahren wegen seiner Absperrung verschont.

In Italien wurden diese frühen Pestjahre durch Boccaccios „Decamerone“ in lebendiger Erinnerung gehalten. Der Dichter beschreibt darin, wie sich die aus den Städten aufs Land Geflohenen umso mehr dem Lebensgenuß widmeten. Für die Stadt Salzburg hingegen gibt es keinerlei Berichte. Dafür gibt der Chronist Lorenz Hübner 1793 folgende Erklärung: *Ein Verwalter des Lazareth-Fonds war ein dummer Wicht obnegleichen. Man brachte ihm die Urkunden und Fonds ins Haus. Diese Päckchen führten die Überschrift „Pest“. Kaum ersah der Mann dieses schreckliche Wort, als er an allen Gliedern erzitterte; dann sich aufraffte und mit dem ganzen Plunder dem Feuer*

<sup>2</sup> N. Watek, Zwei Totentanzlieder und ein Totenlied aus dem Salzburgischen, in: MGSL 105, 1965, 239ff.

<sup>3</sup> *Novissimum Chronicon antiqui monasterii ad Sanctum Petrum Salisburgi*, Augsburg-Innsbruck 1772, 139ff.

zueilete<sup>4</sup>. Diese Erklärung des Chronisten Hübner macht begreiflich, warum hier alle genaueren Hinweise auf die Pestjahre fehlen. Folgende Daten sind überliefert:

1454 flüchtete der Erzbischof mit den Stadtvätern nach Hallein.

1505 beginnt man mit dem Bau der Sebastianskirche zu Ehren des Pestpatrons.

1544 verfaßt der Salzburger Arzt Dionys Siebenbürger ein Buch über *Das gyftig Fiber der Pestilenz* und überreicht es dem Salzburger Bürgermeister.

Der erste Salzburger Buchdrucker, Hanns Baumann, gibt im Jahre 1553 zwei Flugschriften zur Aufklärung der Bevölkerung heraus.

Der erste Einblattdruck trägt die Überschrift: *Ain kurzer Begriff zu erkennen, ob ein Mensch in diesen geschwinden leuffen daß gebrechen der Pestilenz hab oder nit*. Der zweite Druck hat die Überschrift: *Regiment, gestellt allein für die so unvermeidlich in pestilenzialischen Lüften verharren und bleiben müssen*. 1554 erscheint hier nochmals eine Schrift: *Für die Pestilenz. Ein nützlicher Traktat*. Jeder dieser Einblattdrucke, die sich teils in der hiesigen Universitätsbibliothek und dem Museum C. A. befinden, sind als Rarissimum anzusprechen.

Die am ehemaligen Ursulinenkloster angebrachte steinerne Tafel vermittelt noch einen Eindruck von den Auswirkungen der in der Stadt grassierenden Seuche. Da steht: *Ao. 1571 den dritten März gross sterben kham. Was alhier 2236 Personen weck nahmb und bis 1572 den letzten Jenner wbern thet. Allerlei Volks man Mangel bett*.

Der tödlichen Welle dieses Jahres 1571 fällt auch der 47jährige Hanns Thenn zum Opfer. Bis jetzt ist er der einzige namentlich bekannte Todesfall der Pest; denn nur weil darüber in der Familienchronik der Münzmeisterfamilie Thenn berichtet wird<sup>5</sup>, sind wir davon in Kenntnis gesetzt. In der Stadt Salzburg wurden damals noch keine Sterbematriken geführt. Wenn auch die namentliche Nennung von Hanns Thenn ein Einzelfall ist, so beweist sie doch, daß sich die Pest auch unter den reichen Bürgern ihre Opfer holte. Laut Familienchronik hatte Hanns Thenn in Leipzig und Padua studiert, er soll von großer Beredsamkeit und Intelligenz gewesen sein. Er liebte das Leben bei Hof und war nicht nur wegen seiner Reitkunst, sondern auch wegen seiner besonderen Geschicklichkeit, wilde Pferde zu zähmen, berühmt. Seine Pferdehaltung befand sich offenbar am Mönchsberg beim Thenn-Schlößl, dem heutigen Kloster der Pallottiner.

Auch die Aufhebung des Klosters der Petersfrauen, an dessen Stelle heute das Franziskanerkloster steht, wird man zumindest teilweise dieser

4 L. Hübner, Beschreibung der hochfürstlich-erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg, 2. Band, Salzburg 1793, 537.

5 E. v. Fritsch, Hans Baumann, in: Gutenberg Jahrbuch 1927, 68ff.; ders.: Das Stammbuch der Thennen von Salzburg, Hamburg 1935, 31.



Seuche zuschreiben müssen. Die beiden letzten Petersfrauen wurden nämlich in das Kloster Nonnberg überstellt, nachdem 1581 rasch nacheinander vier Nonnen im Kloster der Petersfrauen gestorben waren. Außerdem war lange Zeit keine Postulantin in das Noviziat aufgenommen worden, was sonst unerklärlich wäre. Schließlich wird im Bericht über die Aufhebung des Klosters die Versetzung der zwei letzten dort lebenden Nonnen mit der „ungesunden Luft“, die sich in diesem Kloster befand, begründet<sup>6</sup>.

Da für Salzburg eine Beschreibung der Zustände während der Pestjahre fehlt, kann man Vergleichbares den Berichten des Chronisten Ripamonti entnehmen, der etwa zur selben Zeit, nämlich 1560, über die Pest in Mailand schrieb. Zwei Drittel der Bevölkerung, etwa 60.000 Menschen, fielen damals in wenigen Monaten dem Schwarzen Tod zum Opfer. Wer es sich leisten konnte – voran die Behörden –, floh aus der stinkenden Stadt. Nur wenige Kranke überstehen die Pest. Derartige Personen sind dann meist für immer immun. Aus ihnen rekrutierten sich die Leichenträger. Sie, die die Toten aus den Häusern abholen und dabei stehlen, was ihnen gefällt, werden nun die neuen Herren der Stadt, da niemand in ihre Nähe kommen will. Nach ihnen dringt Gesindel in die ausgestorbenen Häuser und schafft beiseite, was es findet, ungeachtet des furchtbaren Gestanks, der von der Bettwäsche ausgeht.

Die Ursachen für die große *Contagion* (Ansteckung), wie die Pest auch genannt wurde, waren der Bevölkerung unerklärlich. Deshalb waren den Gerüchten über die rasche Ausbreitung der Seuche keine Grenzen gezogen. In Kometen und anderen Zeichen am Himmel sah man die furchterregende Ankündigung des großen Sterbens. Vor allem aber erblickte man in der Pest eine Strafe für die allzu üppige und ausschweifende Lebensweise und die Abwendung von aller seelischen Einkehr. Es wuchs aber auch der Verdacht, daß Leute, die sich des herrenlosen Gutes zu bemächtigen trachteten, dieses Massensterben bewußt eingeschleppt hätten, um ungehindert stehlen zu können. Dadurch trat die Angst vor den „Schmierern“ auf. Man verdächtigte diese Personen mit infizierten Kleidungsstücken von Personen, die an der Pest gestorben waren, die Häuserecken, Türklinken, Kirchenbänke usw. einzureiben, um die Seuche zu verbreiten. Dieser Vorstellung des erschreckten Volkes fielen zahlreiche Leute durch Lynchjustiz zum Opfer. Es genügte, dabei gesehen zu werden, daß man mit einem Sacktuch in der Hand ein Geländer anfaßte.

Als Beispiel für diese Vorstellungen findet man auch hier im Köstendorfer Pfarrarchiv folgende Weisung der erzbischöflichen Behörde, mit der sie 1671 (also 100 Jahre später) dem Dechant folgendes mitteilt: „Es werde nach glaubwürdigen Nachrichten im Welschland, durch vazierenden Gesindel, das schon bis an die Grenze nach Trient gekommen sei,

<sup>6</sup> M. Schellborn, Die Petersfrauen, in: MGSL 65, 1925, 113ff.

eine gelbe Salbe an den Kirchen- und Haustüren, an den Mauern und anderen Orten angestrichen und sogar in den Kirchen der Weihbrunn damit infiziert. Diejenigen, die solche Salben anrühren und desgleichen den Weihbrunn gebrauchen, müssen aber in wenigen Stunden sterben.“ Deshalb wird verordnet, „daß die Kirchen auf dem Lande nach gehaltenem Gottesdienst sofort versperrt und das Weihwasser daraus genommen werden müsse“. Welch furchtbare Welle von Angst und Mißtrauen mußte sich da der Menschen bemächtigt haben.

Von der Insel Capri weiß man, in welcher seelischen Verfassung die dortige Bevölkerung während des Wütens der Pest kam. Das von hohen Mauern umgebene Mönchskloster hatte sich aus Furcht vor Ansteckung hermetisch abgeschlossen. Da warfen die rasend gewordenen Capresen Pestleichen über die Mauern, um diesen Selbstschutz zu durchbrechen.

Als im Seuchenjahr 1576 der Erzbischof von Mailand, Carl Borromäus, trotzdem in der Stadt blieb und sogar die von der Pest Verunstalteten besuchte, um sie zu trösten, brachte ihm dies nach seinem Tod die Heiligsprechung. Denn das Verbleiben in einer verseuchten Stadt und das Aufsuchen der Pestkranken – wo er doch wie alle anderen Hochgestellten hätte fliehen können – wurde als ein übermenschlicher Akt der Menschenliebe empfunden. Seine Verehrung hat auch in Salzburg Gestalt gefunden. Schon 1615 errichtete ihm Erzbischof Marcus Sitticus in der neunten Kranzkapelle der Franziskanerkirche einen Altar, über dem ein Bild des hl. Carl Borromäus angebracht ist. Auf den Seitenbildern sieht man Szenen aus seinem Leben wie z. B. die Tröstung der Sterbenden. Die Anrufung um Hilfe gegen diese Heimsuchung wiederholt sich aber noch in drei weiteren Kranzkapellen. Von rechts beginnend, sieht man die dritte, aus dem Jahr 1625, dem hl. Sebastian gewidmet, der stets als Pestpatron angerufen wurde. Schon im Jahre 1488 hatte man deshalb hier eine Sebastians-Bruderschaft gegründet, die sich besonders der Krankenpflege verschrieben hatte.

Das Aufsatzbild zeigt am Boden liegende Kranke. Auf einem Spruchband liest man: *Sebastianus asilum pro avertenda Peste*. Die vierte Kapelle ist dem hl. Josef gewidmet. Rechts neben ihm sieht man einen Pestkranken, einen Bettler und einen schwertschwingenden Krieger; im Hintergrund das Stadtbild mit der Festung. Die drei Männer bedeuten die drei Hauptplagen, wie sie oberhalb im Schriftband angeführt werden: *Vor Hunger, Pest und Kriegsgefahr, O Gott dies Land bewahr*. Die Kosten für die Errichtung dieser Kranzkapelle trug die Stadt, was durch das hier angebrachte Stadtwappen verdeutlicht wird.

Die 1625 errichtete siebente Kranzkapelle in der Franziskanerkirche ist dem hl. Rochus gewidmet, der seinen Leibrock schürzt, um seine Pestbeule zu zeigen. Auf dem rechten Seitenbild sieht man eine Prozession in Venedig, die den Schrein mit den Reliquien des hl. Marcus mit sich führt. Es ist eine jener Bittprozessionen um Abwehr vor der stets von neuem eingeschleppten *Contagion*. Die übrigen, leider nicht deutlich erkennbaren

Szenen (auf den kleineren Bildern) stellen Episoden aus dem Leben des hl. Rochus dar, auf die später Bezug genommen wird.

In diesem Jahr 1625 sterben im Lazarethhaus an der Glan, wo später das „Rochusspital“ erbaut wird, die drei zu den Kranken entsendeten Pestseelsorger aus dem Kapuzinerkloster. Ebenso erging es den Franziskanern im Jahre 1636. Diesem Umstand verdanken wir den ersten Bericht über die hier herrschenden Verhältnisse beim Ausbruch dieser Seuche. Im wesentlichen schildert der Chronist aber nur die Leiden der zur Betreuung der Kranken abkommandierten Franziskaner<sup>7</sup>. Auszugsweise seien hier die wesentlichen Stellen angeführt. Da erfährt man, daß die Gemeindevorsteher zu lange zögerten, die sich in der Stadt häufenden plötzlichen Todesfälle als Pestopfer anzugeben; denn das bedeutete Isolierung des Gemeindegewesens mit schwersten Schäden für den Handel und Wandel. Als man die tödliche Seuche nicht mehr verheimlichen konnte, wurde einem Bürger sein an der Müllner Hauptstraße gelegenes Haus, jetzt Nr. 2, für die Unterbringung der Infizierten beschlagnahmt. Es wurden Strohsäcke hingebraht, Verpflegung und Brennholz geliefert. Außer eines Helfers und einer Köchin liest man von keinem Pflegepersonal, denn der Helfer Paulus, den die beiden Franziskaner mitbrachten, stirbt alsbald – am ganzen Körper mit Geschwüren bedeckt und *suo stercore foedatus*. Dasselbe Schicksal trifft den anderen Diener und die Köchin sowie den Seelsorger P. Heinrich. Nun befand sich dort nur mehr der zweite Franziskaner namens P. Seraphim. Dieser mußte aber auch noch die anderen Verseuchten in der Stadt besuchen – zur Warnung der ihm Begegnenden hatte er einen roten Stock zu tragen, um sich als Pestpater zu erkennen zu geben. Später erwähnt der Chronist aber einen weißen Stab, den alle Pestverdächtigen zu tragen hatten; auch Erzbischof Paris Lodron zeigte sich einmal mit diesem Warnstock. Da damals auch der P. Guardian im Franziskanerkloster plötzlich im Garten von der Seuche angefallen wurde und am andern Tag schon starb, mußte das ganze Konvent in Kontumaz im Kloster bleiben und hatte daher Ausgehverbot. Die Stadt fürchtete mit Recht, von ihnen angesteckt zu werden; aber die Patres fürchteten sich vor dem Kontakt mit den die Beichtstühle Aufsuchenden. Deshalb zog man eine trennende Glasscheibe im Beichtstuhl ein. Zu ihrem größten Kummer erlaubte ihnen der Erzbischof nicht, den P. Guardian in ihrem Klostergarten begraben zu dürfen. Er ordnet an, daß dieser ebenfalls auf den Pestfriedhof zu bringen sei, und zwar um Mitternacht. Aber da bitten die Mitbrüder, daß er wenigstens nicht, wie die übrigen Leichen, schmachvoll auf den Pestwagen geworfen werde. Man legte ihn in einen Sarg und wachte bei Wacholderfeuer bis Mitternacht. Als die Leichenträger kamen, brachen sie aber, laut höherer Weisung, den Sarg wieder auf, um festzustellen, ob sich wirklich der P. Guardian darinnen befand; denn man argwöhnte, er sei doch heimlich

<sup>7</sup> B. Huemer, Die Franziskaner in Salzburg im Pestjahre 1636, in: MGSL 58, 1918, 29ff.

im Garten begraben worden. Er wurde dann wie alle andern Opfer vor das letzte Stadttor zum Pestfriedhof „St. Rochus“ an der Glan gebracht<sup>8</sup>. Noch heute erinnert das Lazarettwäldchen an die dort gelegene Notunterkunft in Pestzeiten und den nahen Pestfriedhof.

Inzwischen bat und flehte der nun schon sechs Wochen allein im Pestspital eingesetzte Franziskaner P. Seraphim um Beistand, denn nur ein Bruder Guido stand ihm als Laienhilfe zur Seite, da sich sonst trotz amtlicher Aufforderung kein anderer Franziskaner zum Einsatz in dieses vollkommen verseuchte Haus meldete, in dem sogar die Hühner und Eidechsen verendeten. Da das Franziskanerkloster von den Almosen der Stadtbevölkerung lebte, waren auch die kirchlichen Behörden der Ansicht, daß es Pflicht des Ordens sei, in Zeiten der Not allein diese Last zu tragen. Die Zahl der in diesem Spital Gestorbenen wird in dieser Chronik nirgends angegeben, wohl aber die Einstellung der Herren des Sanitätsrates. Sie lautete: „Der Kranke müsse die Pest übersteheh oder sterben!“ Das war damals eine noch sehr weit verbreitete Ansicht. 1374 hatte der Arzt V. Barnabio eine Verordnung herausgegeben, die, um weitere Opfer durch den Kontakt mit den Schwärenden zu vermeiden, einfach anordnete: „Jeder Pestkranke solle aus der Stadt auf das Feld hinausgebracht werden, um dort zu sterben oder zu genesen!“ Schon in der Legende des hl. Rochus findet man dieses Verhalten. Er, der 1327 starb, war Krankenpfleger in einem Spital. Als er aber an der Pest erkrankte, wurde er aus der Pflegeanstalt für sonstige „Normal-Kranke“ gewiesen und in einen Wald gebracht, wo ihn ein Hund ernährte. Rochus wird daher stets auf seine Pestbeule am Schenkel zeigend dargestellt und ihm zu Füßen ein Hund, der ihm ein Stück Brot bringt, da er sonst ohne jede andere Hilfe verendet wäre.

Jene schon erwähnte siebente Kranzkapelle zu Ehren des hl. Rochus wurde im Pestjahr 1625 errichtet, während das von Erzbischof Paris Lodron geplante große „Rochusspital“ trotz seines Drängens am Widerstand der sparsamen Stadtverwaltung scheiterte und nicht zur Errichtung kam. Erst die furchtbaren Zustände im Notspital in der Müllner Hauptstraße brachten den Beginn des Baues, der 1640 abgeschlossen wurde.

Im Jahr 1636 starb ein Drittel der hiesigen Stadtbevölkerung! Die Salzburger Universität stellte in dieser Zeit ihre Lehrtätigkeit ein. Bäder und Schulen wurden sofort geschlossen. Als dann im September dieses Jahres die Erkrankungen abnahmen, kam P. Seraphim, der seine Gesundheit eingebüßt hatte, für 14 Tage in das von Erzbischof Wolf Dietrich angeordnete Kontumazhaus in der Riedenburg Nr. 11, das heute in der Gärtnergasse steht, aber ebenfalls nur mit Strohsäcken ausgestattet war. Seit 1597 kamen Pestverdächtige dorthin, um sie von der Stadt zu isolieren. Da es noch kein Neutor gab und dort, im feuchten Ried, sich noch fast keine Häuser befanden, war der Ort sehr gut gewählt.

<sup>8</sup> Für den Hinweis auf: V. Greiderer, *Alemania Franciscana Antiqua*, Bd. XI, Landshut 1964, habe ich Dr. J. Sallaberger zu danken.

Wolf Dietrich, der seine Jugend in Italien verbracht hatte, das wiederholt von dieser Epidemie heimgesucht wurde, brachte von dort diese heilsame Einführung der Isolierung von Seuchenverdächtigen in einer Beobachtungsunterkunft mit. In Italien bestand diese Einführung schon sehr früh, während man nördlich der Alpen noch länderte Umzüge machte, welche erst recht die Seuche verbreiteten.

Und da liest man, daß P. Seraphim erst 13 Klystiere zur Blutreinigung über sich ergehen lassen mußte, bevor er in das Kontumazhaus kam. Auch klagt er darüber, vom Bürgermeister täglich nur ein  $\frac{1}{2}$  Gläschen Wein bewilligt zu bekommen, wo er doch in Rekonvaleszenz sei. Der Chronist vermerkt auch, er habe gehört, der Syndicus habe sich darüber beklagt, daß P. Seraphim während seines Aufenthaltes im Pestspital so viel Wein verbraucht habe! Auch habe man ihm, obwohl der Konvent darum bat, keine neue Kutte spendiert, obwohl seine alte im Spital ganz zerrissen worden sei. Etwas bitter schreibt der Chronist weiter, um wieviel besser es nun die beiden Kapuziner im Pestspital hätten. Denn die Seuche hatte im Oktober wieder stärker um sich gegriffen, und da hatten sich die zwei Kapuziner mit großer Publikumswirkung freiwillig als Nachfolger des P. Seraphim gemeldet. Auf ihr Verlangen wurden ihnen von der Hofapotheke sofort um 100 Gulden Arzneien zugewiesen – also hatte man vorher keine gegeben! Sie zogen ebenfalls mit einem Diener und einer Köchin dort ein, bauten ein neues Bad und erhielten alles, was sie verlangten. Dabei traten sie dort nur in Begleitung der Ärzte auf. Die Ärzte wurden zu diesem Dienst – wie auch die Bader – vom Sanitätsrat der Stadt einzeln dazu bestimmt. Die ganze Stadt, schreibt er, sah nun in den beiden Kapuzinern die Retter, obwohl ebenso viele, wenn nicht mehr, dort an der Pest starben. Erst Anfang Dezember erlosch die Heimsuchung. In diesem Jahr waren auch die Nonnen vom Nonnberg nach Radstadt geflohen.

Die noch jetzt sichtbare Erinnerung an dieses provisorische Pestspital ist das große hölzerne Kreuz an der Müllner Hauptstraße vor dem Haus Nr. 2. Als Mahnmahl ist es in Vergessenheit geraten, aber als *Schifferkreuz* noch bekannt. Es sollte aber daran erinnern, was sich hier an für uns Unvorstellbarem abgespielt hat. Daraufhin wurde mit Hilfe von Stiftungen und Steuerauflagen nicht nur die Summe von 12.500 Gulden zur Errichtung eines großen Pestspitals aufgebracht; Paris Lodron ließ auch das Schallmoos trockenlegen, da man noch immer an die schädliche Luft der Ausdünstungen von Sümpfen und Mooren glaubte, was wohl im Zusammenhang mit dem da oft auftretenden, ebenfalls hitzigen Malariafieber zu erklären ist. Die Krankheitsüberträgerin war in diesem Falle aber die Mücke. Hier, am Anfang der Schallmooser Hauptstraße, befand sich auch das älteste Pestspital, das 1553 erwähnt wird und noch 1582 besteht. Es lag auf der Schanze hinter der St.-Sebastians-Kirche, wo sich auch das den vielverheißenden Namen tragende *Kotbrüchel* befand. Aber nichts Näheres wissen wir über diese sicher nur in Holz ausgeführte



Notunterkunft. Übrigens durften auf dem St.-Sebastians-Friedhof Pestleichen begraben werden, dagegen nicht auf den in der Stadt gelegenen Friedhöfen, wie bei St. Peter und dem Domfriedhof<sup>9</sup>. Der schreibende Franziskaner erwähnt noch, daß sich der „Hof“ während der Dauer der Seuche da und dorthin verzogen habe, um der Stadt zu entfliehen. Der Erzbischof aber blieb und hielt sich im Vorgängerbau des heutigen Schlosses Mirabell auf. P. Seraphim mußte ihm wöchentlich über alles berichten – sicher mit gebührender Leibesdistanz. Der mauerumgebene Garten des Mirabell und die Wachen boten wohl einen gewissen Schutz. Während eines späteren Pestjahres hatte sich Paris Lodron in Schloß Hellbrunn und in Rif aufgehalten, war aber zum Hochamt im Dom in die Stadt gekommen.

Schon damals hatte man erkannt, daß Reinlichkeit und Ansteckung in Zusammenhang standen. So schreibt im Jahre 1631 Johann Hesselbach, Pfarrer in Köstendorf<sup>10</sup>, über Verhaltungsmaßnahmen wider die Pestilenz:

„Mist und Wust von Kehrlicht seien von den Straßen wegzuschaffen und keine toten Hunde, Katzen und Hühner auf der Straße liegen zu lassen. Auch seien stinkende Pfützen zu reinigen. – Prassereien, Spielstuben, Tanzereien zu verbieten. In der Kirche sollte man die von der Pest Genesenen einen Monat lang auf einem gesonderten Platz stehen lassen, damit sie nicht die Gesunden mit ihrem Atem anhauchen können (von drei Arten der Pest ist die Lungenpest die gefährlichste, sie verläuft immer tödlich). Man verbiete, alte Kleider auf dem Tandelmarkt zu verkaufen und die Hunde und Katzen aus den versuchten Häusern herauszulassen, denn es ist erwiesen, daß solche Tiere die Seuche übertragen.“ Dies geschah ja tatsächlich durch ihre Flöhe. Dadurch waren jene Betriebe, die von Ratten bevorzugt aufgesucht wurden, wie z. B. Bäcker, Mühlen und Gastwirtschaften, besonders gefährdet.

Was die Angst und den Gemütszustand der Bevölkerung in solchen Zeiten anbelangt, vergegenwärtige man sich die damals allgemein herrschenden Umstände, wie die Finsternis auf den wegen Entgiftung der Luft von Wacholderrauch durchqualmten Straßen, die nur durch wenige Pechpfannen spärlichst mit flackerndem Feuer beleuchtet waren; ebenso die große Dunkelheit in den Wohnungen, deren unzureichende Lichtquellen kaum die Winkel und gewölbten Stiegenhäuser ausleuchteten. In jede Kammer drang das ängstliche Läuten des Züngleckleins, für den in den letzten Zügen liegenden Mitbürger. Es war eine Aufforderung zur Gebetshilfe, um ihm leichteres Sterben zu bringen. Im Pestjahr 1547 ging man aber dazu über, dieses Ausläuten für Bettler und schlechte Leute –

<sup>9</sup> Für den Hinweis, daß sich im Totenbuch der Abtei St. Peter (Archiv St. Peter HS A 266), in dem die Bestattungen im St.-Peters-Friedhof eingetragen wurden, keine Zunahme der Bestattungen feststellen lassen, habe ich Dr. A. Hahnl zu danken.

<sup>10</sup> H. Widmann, Johann Hesselbach, in: MGSL 58, 1918, 81.

also Herumziehende und nicht Ansässige – auf zweimal in der Woche zusammenzufassen, da wohl sonst das „Ausläuten“ kein Ende genommen hätte. Die von der Seuche Befallenen wurden in der Nacht von in Kapuzen gehüllten Männern abgeholt und auf Tragsesseln in das Pestspital gebracht. Der Chronist L. Hübner berichtet (1791), daß sie von Pestlaternen-Trägern begleitet wurden. Als Mahnmal des erzürnten Gottes waren die Laternen mit Totenköpfen, Peitschen und Ruten bemalt. Besonders die auf offene Karren geworfenen, schwarz verfärbten Opfer steigerten den Schrecken und die Todesangst der Bevölkerung aufs höchste.

Allgemein sah man in der Pestepidemie eine übergeordnete Heimsuchung, die man nur durch übernatürliche und abergläubische Mittel abwenden konnte. Daher der allgemeine Glaube an Segensformeln und Zaubersprüche. Zeichen und Amulette sollten helfen, wo es noch kein Serum gab. Man suchte auch Rabbiner auf, die als Schriftgelehrte den Talmud und die Kabbala mit ihren schwer deutbaren Zeichen kannten, um alttestamentarische Abwehrzeichen zu erfragen. Ebenso „Wenderinnen“ und Scharlatane. Auch schlich man sich heimlich zum Scharfrichter, um sich makabre Hilfsmittel zu holen. Nur den allerdings auch hilflosen Ärzten gab man wenig Gehör. Der Salzburger Chronist Vierthaler bemerkt dazu: *Die Arzneywissenschaft wurde wenig geachtet*. Eine gewisse Art von Fatalismus, welchem unaufgeklärte Menschen so gerne anhängen, machte, daß man Ärzte für unnütz und überflüssig hielt.

Als Pestamulette galten das uralte aus dem vorderen Orient stammende „T“ und der Sebastianspfeil, der meist in kleiner Form, aus Silber nachgebildet, am Rosenkranz getragen wurde. Viel Hoffnung setzte man auch auf die giftabwehrende Kraft des Steinbockhorns, weil dieses scheue Tier sich in den höchsten und unzugänglichsten Bergen aufhält und sich nur von Alpenkräutern ernährt. Da auch der Knorpel in seinem Herzen, das sogenannte *Herzkreuzl*, als Allheilmittel galt, glaubte man Hilfe zu erlangen, wenn man aus dem Horn seiner Geweihstangen Becher, Löffel oder sogenannte „Pestsegen“ schnitzte<sup>11</sup>. Nicht nur entgiftend sollte dieses so schwer zu beschaffende Horn wirken, sondern auch die Wirkung der Medizinen verstärken. In Salzburger Privatbesitz befindet sich ein aus Steinbockhorn geschnittener Becher, der aus der alten erzbischöflichen Hofapotheke stammt und dort sicher zum Einnehmen von Medizinen zur Verfügung stand. Diese Becher werden oft als *Rochusbecher* bezeichnet, was die besprochenen Eigenschaften noch deutlicher betont.

Noch größer war der Glaube an den *Bezoarstein*. Er, der das krankhafte, verhärtete Magensekret einer asiatischen Bergziege ist, wurde in kleinen Mengen in den Essig gerieben. Dieses Getränk gab Hoffnung, nicht vom Schwarzen Tod gefällt zu werden. Bezoarsteine wurden wegen ihrer

11 N. Wattlek, Geschnittenes Steinbockhorn, in: *Alte und Moderne Kunst* 58/59, 1962, 27ff.

Seltenheit und dem langen Karawanenweg dem Gewicht nach in Gold aufgewogen! In der Kunst- und Wunderkammer des Salzburger Dom-museums kann man im „Rosenkranzkasten“ zwei solche Bezoare sehen, die aus dem Besitz der Abtei St. Peter stammen.

Das waren Hilfsmittel, die durch ihre Seltenheit die Phantasie der ge-ängstigten Menschen so anregte, daß dadurch eine Vorstellungswelt ge-schaffen wurde, die immerhin eine starke Suggestion vermitteln konnte. Dabei bleibt aber die Frage offen, warum den einen ein bazillenträger Floh ansprang, aber den anderen nicht.

Als pestabwehrendes Mittel trug man auch ein vom Gürtel herabhän-gendes, durchbrochen gearbeitetes Gehäuse, das einen wohlriechenden *Bisamapfel* umschloß. Auch er ist ein Magensekret, stammt aber vom Pottwal. Ebenso trug man am Gürtel *Poma*, das waren apfelförmige Zu-sammensetzungen von stark riechenden Gewürzen und Kräutern, um die Luft zu verbessern.

Als Desinfektionsmittel kannte man nur den Rauch verglimmender Wacholderzweige. Ein Diener, der stets dem Arzt oder Priester folgte, hatte eine Glutpfanne zu schwenken, der hellblauer, beißender Rauch entstieg, und sie zwischen den Kranken und den Besucher zu halten. Auch bediente sich der die Kommunion spendende Priester eines beson-ders langstieligen Löffels mit kleiner, flachrunder Laffe für die Hostie. Je einer dieser sehr seltenen *Pestlöffel* hat sich im Museum in Tittmoning und Goldegg erhalten. Letzterer wurde von mir in den 20er Jahren im Kai von der Altertumshändlerin M. Spanbauer erworben. Die Städte Tittmoning, Laufen und Hallein, die hauptsächlich von der Verschiffung des Salzes lebten, wurden unabhängig von der Stadt Salzburg mehrmals von der Pest heimgesucht, denn die Salzfrachtschiffe dieser Orte kamen bis in die untere Donau, ohne aber in Salzburg anzulegen. Dieser Donau-weg machte auch Ungarn zum Einfallstor der Pest. So starben im Jahre 1310 in Tittmoning angeblich 1300 Menschen an dieser Seuche.

Auch Bader und Ärzte suchten sich vor der großen Ansteckungsgefahr zu schützen. Man kennt zwar diesbezüglich keine hiesigen Maßnahmen, kann aber die allorts in Gebrauch stehende Gesichtsmaske mit weit vorspringender Schnablnase auch als hier in Gebrauch stehend anneh-men. In sie eingeschobene Kräuter sollten die *Contagion* abfiltern. Es hieß: „Die zu den Kranken gehen, sollen Kräuter vor den Mund halten, Meer-rettich kauen und immer ein Wachslicht vor den Mund halten, zur Ver-zehrung der bösen Dünste.“ Auch solle man das Bett des Kranken nicht täglich aufdecken, damit der Gesunde nicht von dem Dampf und Schweiß vergiftet werde. Auch sollte man sich vor der Verstorbenen Kleider hüten, weil sich darin noch lange die vergifteten Dünste halten.

1643 wütete die Pest in Hallein, über die Dr. Sallaberger berichtet<sup>12</sup>. Da wurden die Stadttore strengstens bewacht, um eine Verbreitung der

12 J. Sallaberger, Die Pfarre Hallein zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und die Jesui-ten-Mission, in: MGSL 118, 1978, 119ff.



Seuche zu verhindern. Weil die Landesbehörden aber genaue Berichte über die Zustände in der eingeschlossenen Stadt Hallein forderten, wurden diese Berichte vom Wächter am Tor gegen Kaltenhausen auf einer Heugabel überreicht, um körperliche Berührung zu vermeiden. Die infizierten Häuser wurden von außen mit Vorhängeschlössern versperrt. Den darin Eingeschlossenen wurden von Zuträgern einige Lebensmittel in die an Stricken herabgelassenen Körbchen gelegt. Und der Dechant berichtet an das Konsistorium, daß man die an der Pest Gestorbenen oft drei Tage lang in den Häusern liegen lasse, weil sich niemand getraue sie hinauszutragen . . .

Auch in Hallein zeigt sich dasselbe Bild von den schnell hinweggerafften Seelsorgern. In diesem Falle waren es drei Angehörige des Jesuitenordens und ein dortiger Weltgeistlicher, die bis auf einen, der die Seuche überstand, durch den nahen Kontakt mit den Kranken der Pest selbst zum Opfer fielen. In den vier Herbstmonaten starben dort durchschnittlich im Monat über 100 Personen. Außer den ganz unzulänglichen Sicherheitsmaßnahmen griff man natürlich auch zu Arzneien.

Zedler bringt in seinem 1741 herausgegebenen „Universal-Lexikon“, in dem 62 Seiten der Pest gewidmet sind, auch Rezepte und Diätkost für Erkrankte. Dabei fällt die Umstellung auf saure Kost auf. So sollen junge Hühner mit unreifen Weinbeeren oder Essig- und Zitronensaft gegessen werden. Dazu Pomeranzen, Johannisbeersaft und Sauerampfer oder Weichselmus, Kapern, rote Rüben und Brunnenkresse in Essig ange-setzt. Zum Trinken wird stets gesottener Gerstensaft empfohlen und dünnes Hafermus. Vor Bier wird gewarnt, außer es wurde mit Knoblauch, Alantwurzel, Schafgarbe, Lorbeer und Wacholder gesotten.

Bevor hier das berühmte Arzeneymittel in seiner fabulösen Zusammensetzung angeführt wird, seien noch ein paar „billige“ Hausmittel erwähnt, wie sie sich in den alten Haus-Büchlein finden. Da wird immer die *Pestwurz* angeraten. Das ist der großblättrige Huflattich (*Petasites officinalis*). Ich erinnere mich noch, in der St.-Andrä-Volksschule davon gehört zu haben! Eine meiner Mitschülerinnen, eine Bauerntochter, die am Fuß des Kühberges wohnte, zeigte im Vorfrühling der Lehrerin diese zartgrüne Blütenstaude und erklärte, sie sei das beste und einzige Mittel gegen die schwarze Pest. Also lebte im Bauernstande im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts noch die Erinnerung an diese Krankheit! (Das damalige Kennenlernen dieser eigenartig riechenden Pflanze war bestimmend, mich nach sieben Jahrzehnten mit den Pestjahren in Salzburg zu beschäftigen.) Ein diesbezügliches Rezept lautet: „Nimm Pestwurz, trockne sie und mache sie zu Pulver. Schütte es in guten weißen Wein und rühr darunter  $\frac{1}{2}$  Loth Theriac. Gib es dem Patienten zu trinken. Es treibt alles Gift aus, durch den Schweiß.“ Aber auch die zerstoßene, frische Wurzel, auf die Beulen gelegt, hilft, so daß sich diese früher öffnen. Senfpulver in Sauerteig sollte die *Tumores pestilenciales* zum schnelleren Reifen bringen.



Wenn man dagegen die Rezepte für *Pestpfaster* liest, die auf die „Feuerblasen“ aufgelegt wurden, um das Gift aus dem Leibe zu ziehen, wundert man sich, daß nicht ganze Städte und Länder ausstarben. Eines davon rät Skorpionöl, Zitronensaft, Myhrre, Cantharid(!) und Salis Vitrolis(!) mit Harz und Wachs zu vermischen. Das verordnete *Pestöl* war nicht weniger abenteuerlich. Dazu mußte man Alaun, Harz, Myhrre, Aloeholz mit lebenden (!) Vipern, Eidechsen und Skorpionen in Malvasierwein kochen – die Tiere werden sich gefreut haben! –, dann alles destillieren und dazu Theriac geben. Der Theriac war die höchste Gabe, die gereicht werden konnte. Mindestens 60 Zutaten mußten da in bestimmten Gruppen miteinander vermischt, zerrieben und destilliert werden und dann in eßbare Form gebracht werden. Kleinere Apotheken waren wegen der Vielfalt der exotischen Ingredienzien und der Kompliziertheit der Herstellung gar nicht imstande, ihn zusammenzubrauen. Zum Beispiel mußte Theriac in Hamburg noch im 17. Jahrhundert in Anwesenheit des Bürgermeisters mit besonderer Feierlichkeit und mit Überwachung durch Stadtärzte hergestellt werden. Überdies war dieses Mittel für die Patienten sehr kostspielig. Half aber Theriac nicht, so hieß es, man habe sich nicht an die genauen Vorschriften der Zusammenstellung gehalten, sondern ihn durch minderwertige Ersatzstoffe verändert. Sicher dachte sich da mancher Apotheker, warum es ausgerechnet ein armenischer Bolus sein müsse? Ob denn da eine näherliegende Erde nicht auch denselben Zweck erfülle? An diesem Theriac, den schon der Arzt Galen verschrieb, fallen überhaupt die vielen vorderasiatischen Zutaten auf; ebenso beim *Mithridat*, ein, in der Landbevölkerung geschätztes, uraltes Mittel, das aus dem Ursprungsland der Pest stammte.

Es ist nicht möglich, alle von Zelder angegebenen Herstellungsanleitungen für Theriac hier aufzuzählen; aber auch auszugsweise geben sie indirekt ein Bild von dem, was sich da mit dem Begriff „Pest“ an unheimlichen Vorstellungen verband. Sie zeigen aber auch, wie wenig Wissen seit dem Altertum bis in das 17. Jahrhundert an Erfahrung dazugekommen war.

Nun das Rezept: *Theriac Andromachi, ex Galen*

Dieses komplizierte und kostspielige Medikament bestand im wesentlichen aus folgendem (hierzulande vorkommende Pflanzen sind mit einheimischen Namen angeführt): Enzianwurzel, Baldrian, Schlehdornsaft, Fenchelsamen, Rhabarber, Kampfer, Mohnsaft und Tausendguldenkraut. Bei diesem sei bemerkt, daß diese Bezeichnung auf einem Übersetzungsirrtum beruht, weil es im Lateinischen *Erba Centauri* heißt, was fälschlich als 100 Goldstückewert übersetzt wurde; in Wahrheit aber „Kraut der Centauren“ heißt, die im Altertum als heilkräuterverständig galten.

Weiters mußten dem Theriac noch weißer und schwarzer Pfeffer, Cardamomen, Anis, Myhrre (welche als fäulnisverzehrend galten), Carryophyllis (Gewürznelken), Weihrauchharz, Nardi celticae, Bituminis

Judaica, Balsam aus Aloeholz, Arabischer Gummi, Mastix, Honig, Alantwurzel, Muskatnußöl, Zimt, Herz und Leber von Schlangen und viele mazedonische und kretische Kräuter beigegeben werden. Trost gab wohl nur der Mohnsaft . . .

Dabei mußte Theriac ein Jahr lang lagern und wegen seiner gärenden Substanz immer wieder umgerührt werden, da er stark aufläuft. Die Armen glaubten deshalb sterben zu müssen, weil sie sich dieses teure Mittel nicht leisten konnten, und die Vermögenden starben trotz dieser Arznei.

Noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts sollen am Land und auf Jahrmärkten sogenannte *Theriac-Kramer* aufgetaucht sein, die höchst abenteuerlich gekleidet waren. Sie verkauften sicher einen sehr vereinfacht hergestellten Theriac, der aber bei der Landbevölkerung noch in Ansehen stand. Die Kramer priesen ihn mit phantastischen Erzählungen über dessen geheimnisvolle Zusammensetzung an. Wobei das darin enthaltene Öl des *Schwarzen Skorpions* wegen der äußerst schmerzhaften Wirkung seines Stiches und der ihm angedichteten Selbstmordbereitschaft bei aussichtslosen Situationen die ungewöhnliche Zusammensetzung des Theriac betonen sollte. Nicht zu reden von den Abenteuern, die sie beim Kräutersuchen in fernen Ländern auszustehen hatten. Es ist nicht bekannt, wann der letzte dieser als unheimlich beschriebenen Verkäufer im Land gesehen wurde. Wenn kein Theriac mehr half, soll man es mit dem Ausbrennen der Karbunkel mit einem glühenden Eisen- oder Goldstab versuchen. Und das ohne Betäubungsmittel! Dazu mußte der Kranke vom Arztdiener festgehalten werden. Darum schrieb ein damaliger Zeitgenosse: *Hoc erit incredibile Futuris qui non viderunt et qui pestem non senserunt!*

Wie schon erwähnt, erkannte man aber im Laufe der Jahrhunderte, daß Epidemien und Beseitigung des herumliegenden Mistes in Zusammenhang stehen mußten, weil dort, wo die größte Unreinlichkeit herrschte, die Pest die meisten Opfer forderte.

Die zweite uns bekannte Stadtsäuberungsordnung für die Stadt Salzburg stammt aus dem Jahre 1547 unter der Regierung von Erzbischof Ernst v. Bayern. Er befiehlt, *Daß niemand kein Abwasch Prod (Brübe), Harn oder andere Unsauberkeit und Gestank, weder bei Tag noch bei Nacht an offene Gassen oder Höfe herabgüssen solle. Sondern daß alles in die Salza und nicht in die Alben (Almkanäle) oder zur Stadtmauer schütten solle! Desgleichen keinen Mist oder Unsauberkeit vor und in den Häusern liegen lassen solle. Sondern die Inwohner wenigstens alle Wochen einmal, vor ihren Häusern kehren und den Unrath von dannen tragen sollen.* Auch habe der Abdecker alle herumliegenden Tierleichen kostenlos zu entfernen.

Nicht die städtische Behörde sorgte für die Reinhaltung der Straßen, für ihre Begehbarkeit überhaupt, sondern jeder Bürger hatte die Straße vor seinem Haus zu fegen. Dem allen zufolge wird man zu jeder Tageszeit eimertragenden Mägden begegnet sein, die den Salzchböschungen

zustrebten, um sie dort auszuleeren. Öfteres Ansteigen des Flusses und gelegentliches Hochwasser sorgten für den Abtransport des Unrates. Die Erfindung der Sänfte für Leute, die nicht reiten konnten, hat bestimmt ihre Ursache in den damals überall herrschenden sanitären Zuständen. So soll in Marseille erst 1885 eine Kanalisation eingebaut worden sein. Und wer vor 50 Jahren durch die Altstadt Neapels ging, kann einiges berichten.

Das letzte Auftreten der Pest im Lande Salzburg kann man in Steindorf, Köstendorf und Berndorf nachweisen. Wegen der Absperrung dieser Orte durfte nur die von Wachen kontrollierte Hauptstraße nach Straßwalchen begangen werden. Ein Abweichen auf Nebenwege wurde strengstens bestraft. Auf sogenannten „Schnellgalgen“ war diese Kundmachung befestigt worden. Dies war für die Zeit von 1713, als die ersten Pestfälle auftraten, bis März 1715 verordnet. Als sich 1738 die Seuche in Ungarn und auf dem Balkan den österreichischen Landen näherte, griff Kaiser Karl VI. zu drakonischen Maßnahmen. Er gab Befehl zu schärfster Überwachung der Grenzen. Jeder, der aus den verseuchten Ländern zu fliehen versuchte, sei totzuschießen, heimlich Einreisende zu henken.

Geld aus diesen Ländern mußte in kochenden Essigdämpfen desinfiziert werden. Somit kann man annehmen, daß diese Schnellgalgen in der Nähe von Köstendorf eine ernste Warnung waren. Ein Feldscherer (also ein Militärbader), untersuchte die dort plötzlich auftretenden Todesfälle. Der erste trat in einer Mühle in Steindorf auf. Dabei stellte er die typischen Pestbeulen fest. Der Dechant von Köstendorf berichtet dann nach Salzburg, daß der Feldscherer die toten Manns- und Weibspersonen ohne Unterschied *bloßer und bluetnackert* visitierte. Welchen Vorgang er als gegen die guten Sitten verstoßend erachte.

Auch meldet er, daß seine Pfarrkinder, wenn sie erkrankten, die Arznei des Feldscherers nicht annehmen wollen, weil alle, die sie einnahmen, daran gestorben seien. Man habe das Medikament mancherorts auf ein Brot gegeben und dem Hund verabreicht, der gleich darauf krepirt und verreckt sei.

Darauf kommt die Anordnung vom Konsistorium, daß keinerlei Prozessionen abgehalten werden dürfen, obwohl die Bevölkerung um besondere Bittgänge ansucht. Auch wird dem beim 1714 angelegten Pestfriedhof nahe der Kirche St. Johann am Berge eingesetzten *Pestkooperator* Scherer untersagt, öffentliche Messen zu zelebrieren; diese dürfe er nur für sich allein in seinem Zimmer im Mesnerhaus lesen. Um ihn bei Versegängen vor der Infektion zu *proservieren*, schickt man ihm einen langen Rock mit Kapuze aus gewachster Leinwand. Nahrung und Kerzen und auch täglich ein Kandl Wein müssen ihm während der Zeit der Absonderung von den umliegenden Gemeinden gebracht werden.

Erst zwei Monate nach dem letzten Seuchentodesfall wird die Kontumaz für den Geistlichen aufgehoben. Er bekommt im März 1715 den Befehl, alle Kleider und benützten Paramente zu verbrennen und ihre

Asche im Pestfriedhof östlich der Kirche zu vergraben. Dr. H. Spatzenegger (Diözesanarchiv) verdanke ich das Aufmerksammachen auf folgenden Bericht aus Berndorf. Dort bringt ein Bauer für einen Tag und Nacht seine Mutter durch die Kontumazsperre auf seine Einöd in Höpfling bei Mattsee; obwohl ihm sein Weib schon an der tödlichen Sucht gestorben sei. Binnen 48 Stunden stirbt nun auch die Mutter. In kurzer Zeit folgen ihr eine ziemliche Anzahl von Personen, darunter zwei Totengräber und des einen Frau.

Hier in diesen Akten bekommt man auch in den Alltag eines seuchenbetroffenen Gebietes Einsicht. Nämlich bezüglich der Umgehung der Kontumazsperre und der großen Habgier; denn dem Dechant wird gemeldet, daß des Nachts von Leuten heimlich Kleidung und Bettzeug aus dem verseuchten Haus weggetragen wurde, was der Bauer aber leugnet.

In Salzburg wurde die Sebastianskirche 1715 neu eingedeckt, um den Pestpatron milde zu stimmen. Über die Zahl der Opfer dieses letzten Auftretens der Pest ist man nicht informiert, da wie schon erwähnt alle diesbezüglichen Akten aus den Bruderhausrechnungen im Stadtarchiv verbrannt wurden. Ab 1714 liest man von keinem Auftreten der Pest mehr; zumindest hierzulande. Aber es wäre eine Aufgabe, den Folgen dieser Seuche am Lande nachzugehen und all die schon vergessenen „Pestfriedhöfe“, von denen man fast bei jedem Orte einen finden kann, zusammenfassend darzulegen.

Waren Europas Bewohner immun geworden? Etwa so, wie sich heute manche schädliche Insekten schon an die Vertilgungsmittel gewöhnt haben? Denn die nachfolgenden Sauberkeitsverordnungen lassen keinen inzwischen entstandenen größeren Hang zu Reinlichkeit erkennen, der dadurch die Sicherheit vor Massensterben gebracht hätte.

Aber die Erinnerung an den Schwarzen Tod lebt hier bis in die Gegenwart weiter! Denn als einziges Domkapitel im deutschen Raum beten die hiesigen Domkapitulare täglich folgende Anrufung, die um Beistand gegen diese Seuche bittet:

*Ab omni peste, subitanea et improvisa morte secure liberemur et a totius perditionis incursum misericorditer salvemur. O piissima stella maris, in peste succure nobis.*





Abb. 1 Altarbild der Rochuskapelle in der Franziskanerkirche Salzburg, um 1625; Foto: S.M.C.A.

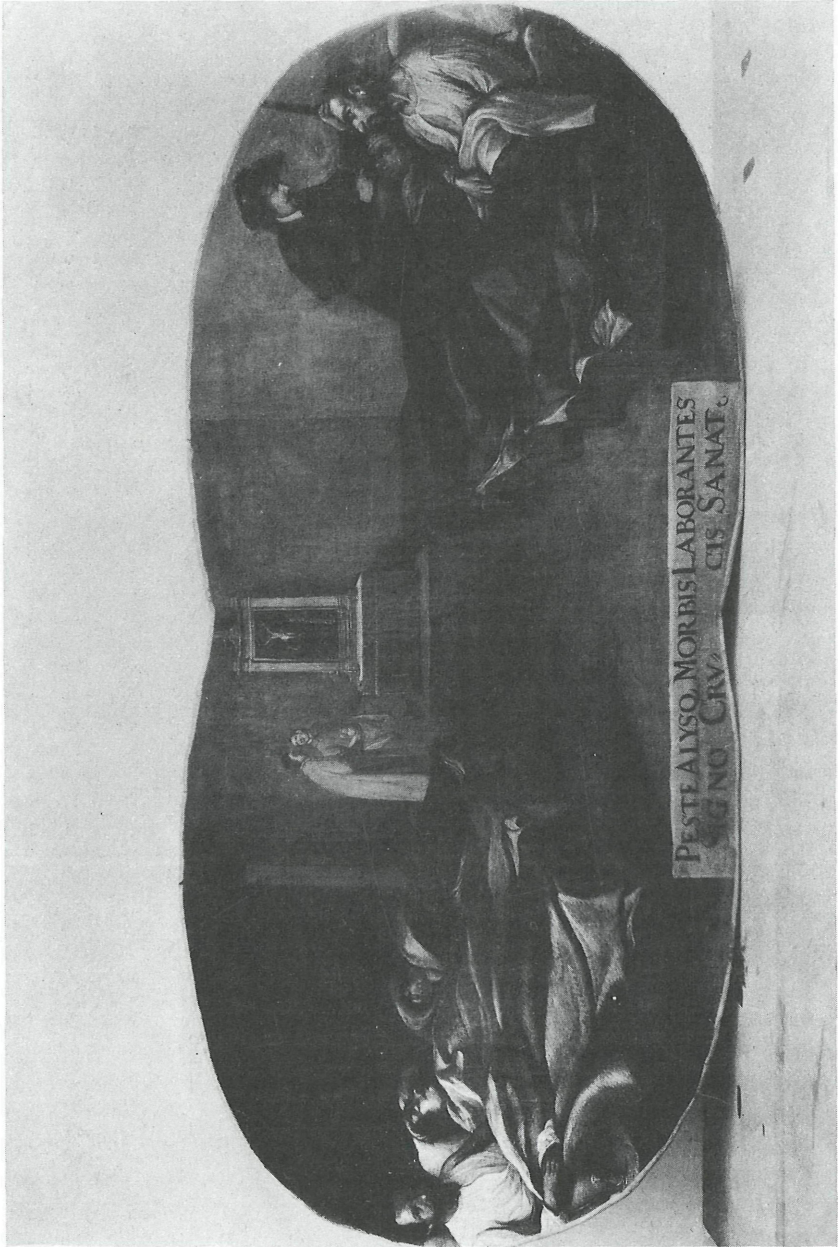


Abb. 2 Rochuskapelle in der Franziskanerkirche Salzburg. Der heilige Rochus heilt die Pestkranken durch das Kreuzzeichen, um 1625; Foto: S.M.C.A.



Abb. 3 Josefskapelle in der Franziskanerkirche Salzburg: Johann Friedrich Pereth: Heiliger Josef als Pestpatron, um 1700; Foto: S.M.C.A.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1983

Band/Volume: [123](#)

Autor(en)/Author(s): Watteck Nora

Artikel/Article: [Die Pest in Salzburg. 191-210](#)